

...böse Menschen kennen keine Lieder ?

**Eine explorative Studie
zur heutigen Kultur des „Nicht-“Singens in
Deutschland**

Diplom-Arbeit im Rahmen des Studiengangs Musikpädagogik

Verfasserin: Caroline Jahns
Studienrichtung: Gesangspädagogik
Hochschule: Hochschule für Musik Münster
Datum: 31.03.2003
Gutachter: Erich Beckers

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I Spezifizierung des Studienthemas: Singkultur	4
I.1 Einleitung	4
I.2 Vorgehensweise	8
I.3 Methode	10
I.4 Literaturlage	13
II Befragung der Literatur	15
II.1 Singkultur in zeitgeschichtlicher Betrachtung	15
II.1.1 Betrachtung aus diachronischer Perspektive	15
II.1.2 Zusammenfassung aus diachronischer Perspektive und erste These	29
II.1.3 Betrachtung aus synchronischer Perspektive	30
II.1.4 Zusammenfassung aus synchronischer Perspektive und erweiterte These	41
II.2 Singkultur in Ratio-Emotio-Betrachtung	44
II.2.1 Betrachtung aus allgemeinspsychologischer Perspektive	45
II.2.2 Betrachtung aus entwicklungspsychologischer Perspektive	46
II.2.3 Betrachtung aus sozialpsychologischer Perspektive	49
II.2.4 Betrachtung aus psychobiologisch-artvergleichender Perspektive	51
II.2.5 Betrachtung aus anthropologischer Perspektive	52
II.2.6 Schaubild	56
III Befragung der Erlebensweise	59
III.1 Befragungsvoraussetzung	59
III.2 Fragebogen	62
III.3 Auswertung	64
IV Fazit	75
IV.1 Antworten und Konsequenzen	75
IV.2 Ausblick	77
V Literaturverzeichnis	78
VI Anhang	88
VI.1 Antwortbögen	89
VI.2 Befragungsteilnehmer	124

I Spezifizierung des Studienthemas

I.1 Einleitung

**Wo man singt, da lass Dich nieder,
böse Menschen kennen keine Lieder.**

Volksmund

Kann dieses Sprichwort als Zeugnis für die menschenverbessernde Wirkung gemeinsamen Singens dienen? Ursprünglich entstammen diese Zeilen einem Gedicht von Johann Gottfried Seume, das im Jahre 1804 unter dem Namen „Die Gesänge“ erschien¹. Vollständig lautet die erste Strophe:

„Wo man singet, lass Dich ruhig nieder
Ohne Furcht was man im Lande glaubt;
Wo man singet wird man nicht beraubt:
Bösewichter haben keine Lieder.“

Der Dichter schrieb dieses Gedicht zu einer Zeit, als seine Todesstrafe ausgesprochen wurde und er sich nach einem friedlichen Miteinander am Lagerfeuer sehnte, womit er das Singen assoziierte.² Es handelt sich bei seinem dichterischen Ausspruch also um eine ersehnte Situation, keinesfalls um eine gültige Feststellung. Die „naive“ These einer musiktherapeutischen Wirkung des Singens ist bislang nicht bewiesen und möglicherweise überhaupt nicht haltbar. Zumindest bestünde unsere Gesellschaft demzufolge nicht aus guten Menschen, soweit man sich auf die journalistischen Beiträge neuester Zeit berufen darf: „Wer singt noch seine Kinder in den Schlaf? Wo feiern Menschen im privaten Rahmen selbstverständlich mit gemeinsamen Singen? Wer versteht noch, sich den Schmerz von der Seele zu singen?“³ Aussagen wie diese und Allgemeinformeln mit dem Inhalt: „Heute wird nicht mehr gesungen“ finden vermehrt Eingang in die journalistische Themensetzung deutscher Zeitungen. Sie werden mit populärwissenschaftlichen Erklärungen erweitert und klagen gerne den Zustand „deutscher Singabstinenz“⁴ an. Aus dieser Sicht lautet zum Beispiel eine Reaktion auf die Pisa-Studie: „Singen macht klug? [...] verwunderlich ist es schon, warum alle über den Bildungsnotstand klagen, die viel zitierte Pisa-Studie aber lediglich die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fähigkeiten der Schüler prüft [...] Singen und Musik kommen nicht vor. Dass

¹ Seume 1993, S. 502 ff.

² Seume 1993

³ Rauhe 2001, S. 4

Finnland, ein traditionelles Singland, auf Platz eins der Studie steht wurde dabei übersehen.“⁵ Andere Berichterstattungen erscheinen unter plakativem Titel, wie „Laienmusik in der Krise“⁶, „Gesangsvereine ohne Zukunft?“⁷ oder „Das Jaulen der Trauerklöße“⁸. Sie vermitteln Klischeevorstellungen, die einerseits unzeitgemäße und überflüssige Singvereine abbilden, andererseits eine deutsche „Singkrise“ bedauern und die Gesellschaft alarmieren wollen. Beiden allerdings liegt die Behauptung zu Grunde, die Deutschen sängen keine Lieder mehr.

Ist dem so? Der Ursprung jener Beobachtungen und Behauptungen über eine degenerierende Singkultur oder – wie im Titel der Arbeit provokativer ausgedrückt – eine Kultur des „Nichtsingens“ ist Thema dieser Arbeit. Die Entscheidung für das Thema und die Fragestellung dieser Studie hängen eng mit eigenen Erfahrungen zusammen, denn ich vermisse das gemeinsame Singen mit Familie und Freunden, das in meinen Kindertagen selbstverständlich war. Auch beobachte ich bei Aufrufen zum gemeinsamen Lieder-Singen, dass keinem der Beteiligten ein Lied einfällt und falls doch, beim Anstimmen, eine allgemeine Qual herrscht, bloß nicht zu präsent miteinzustimmen. Im fortlaufenden Singen wird dieses stimmliche „Sich-Zieren“ so ermüdend, dass oft alle „ausgestiegen“ sind, bevor das Lied überhaupt zu Ende ist.

Meine Erinnerungen an alte Zeiten des gemeinsamen Singens werden durch andere Menschen im Gespräch über diese Situation bestätigt.⁹ Wie also ist diese Fähigkeit, Lust, Motivation zu Singen, verloren gegangen? Das Phänomen des Nichtsingens kann als solches nur deshalb beobachtet werden, weil es auffällt. Es fällt deshalb auf, weil das Singen einst alltäglich gewesen sein muss, es also in diesem Sinne eine „Singkultur“ gab. Ist eine Erneuerung dieses Singens gemäß den modernen Anforderungen der Gegenwart ausgeblieben? Was aber wären die Anforderungen der Gegenwart und was ist Singkultur?

Mit einem Blick auf den Forschungsstand lassen sich diese Fragen zunächst leider nur annähernd beantworten. Vielleicht trug Theodor W. Adornos vernichtendes Urteil über das gemeinsame Musizieren dazu bei, dass sich die gesellschaftliche Öffentlichkeit und die Wissenschaft wenig mit dem Thema Singkultur beschäftigt hat. Adornos Verdikt¹⁰ prägte ab 1968 den schulischen Musikunterricht, denn viele Musiklehrer verehrten den Mitbegründer der kritischen Theorie. Auch zeigt ein Blick

⁴ Adamek 2002, S. 24

⁵ ebd., S. 41

⁶ Padszierny 1996, S. 440

⁷ ebd.

⁸ Beyer 2002

⁹ vgl. hierzu auch Kapitel III.3

in die Schulbücher für den Musikunterricht in der allgemeinbildenden Schule der Gegenwart, dass das Singen bis auf wenige Ausnahmen eine Nebenrolle spielt¹¹. Ebenso wenig findet das Thema in der musikpädagogischen Fachdiskussion – wiederum bis auf wenige Ausnahmen – statt.

Warum sollte die Frage nach einer degenerierenden Singkultur gestellt werden?

In Anlehnung an den Kulturbegriff aus der Anthropologie des 20. Jahrhunderts¹² soll der Begriff Singkultur in folgendem Kontext verstanden werden: Der Mensch ist gezwungen, sein Leben mit der Konsequenz zu führen, sich seine Umwelt selbst zu schaffen. Er lebt in einer künstlichen, von ihm selbst hergestellten Umwelt, die seine Schwächen – Instinktreduzierung, Unspezialisiertheit – ausgleicht. Wesentliche Merkmale dieser künstlichen Welt sind Werkzeuggebrauch und Kultur. Der kulturelle Kontext ist wie eine Hülle, in der der Mensch lebt und die er selbst aus sich herauspinnt. Der beständige Prozess der Assimilierung und Veränderung dieser natürlichen Künstlichkeit ist ein Vorgang der beständigen Selbstfindung. So lebt jeder Mensch und jede Gesellschaft in der Spannung von Bewahren und Erneuern bzw. Zerstören. Eine Kultur des Singens unterliegt also auch diesen Prozessen. Demnach ist es möglich, folgende Frage zu stellen: In welchem dieser Prozesse befindet sich unsere Singkultur? Und woran kann man diese Prozesse erkennen? Und was sind die Folgen dieses prozesshaften Wandels?

Die eventuelle Brisanz dieser Fragen können an folgendem Gedankenspiel konkretisiert werden: Der Volksliedforscher Ernst Klusen betrachtet „das Singen als Prozess [...], bei dem das soziale Handeln das eigentlich Bewegende [ist und] das Lied nur das Werkzeug des Handelns“¹³. Was aber, wenn keine Lieder mehr gesungen werden? Fehlt nun ein Werkzeug des sozialen Handelns? Wäre dieses fehlende Werkzeug ein Indiz unter vielen für eine krisenhafte Situation des modernen Menschen oder fehlte es gar nicht, sondern wäre lediglich verdrängt worden von einem besseren Werkzeug? Die Sensibilisierung für diese Fragen wären vor folgendem Hintergrund relevant: Es gibt das geflügelte Wort vom „unbehausten Menschen“. Es charakterisiert den Menschen der postindustriellen Moderne, dessen Welt von Wertunsicherheit, Perspektivenlosigkeit und Sinnverlust gekennzeichnet ist.

¹⁰ vgl. Adorno 1956, S.64 f.

¹¹ vgl. hierzu auch Rohlf 1994 und Schmidt-Brunner 1982

¹² vgl. Schneider: Das Anthropologische Defizit der Musikpädagogik, 1983, S. 12

¹³ Klusen 1969 (c), S. 23

Dieser Mensch hat seinen „kulturell geprägten Daseinsrahmen verloren, in dem er sein Zuhause fand“¹⁴. Vor diesem Hintergrund bekommt die Frage nach der Singkultur eine ernstzunehmende Tragweite für eine Gesellschaft.

Die Notwendigkeit einer Bestandsaufnahme und Strukturanalyse der sängerischen Selbstbetätigung eines Volkes lässt sich mit mehr als einem Argument begründen. Die Bestandsaufnahme läge besonders im Interesse der Musikpädagogik, genauer der Ausbildung von Musikwissenschaftlern, Musiklehrern und Musikern, die auf die musikalischen Bedürfnisse ihrer Zeit eingehen können müssen. Die wissenschaftliche Aufklärung dieser Sachverhalte könnte ein politisches Anliegen sein, insbesondere auch vor dem Hintergrund, dass ganze Generationen mit Hilfe des Liedes manipuliert, verführt und missbraucht wurden.¹⁵ Neben diesen Motiven sprechen für die Bestandsaufnahme ebenso die Erfordernisse der Kulturpolitik, die ihre Entscheidungen in immer stärkerem Maße auf Grund von Ergebnissen der Kulturforschung zu treffen wünscht. Denn Kunst und Kultur bedeuten für die Stadt eine „Trumpfkarte“ kommunaler Politik. Momentan konzentriert sich das städtische kulturelle Engagement – gemäß der Funktion, die der Kultur zugedacht wird – auf Prestigeobjekte, das heißt, Prachtbauten und Festivals.¹⁶ Die Konzentration auf eine kostspielige Vorzeige- und Konsumkultur geht mit der Nichtachtung anderer Bereiche kultureller Aktivitäten einher. Bislang ist noch nicht untersucht worden, welchen Anteil die sängerische Selbstbetätigung zu einer Bereicherung des städtischen Kulturangebote beitragen; sei es durch verstärkte Wahrnehmung dieses kulturellen Angebots oder durch eigene Angebote im Bereich der Laienmusik. Ein 1994 vorgelegter Bericht der Kulturverwaltung der Stadt Köln sieht die Stadtkultur als eine „ ‚Kultur für alle‘, ‚Kultur von allen‘ und ‚Kultur des Alltags‘ [...] mit der Zielsetzung ‚soziale Beziehungen und Ortsverbindungen und somit Identifikationsprozesse und Stadtteil-Verbundenheit‘ zu fördern, ‚was sich nicht unerheblich auf soziale Zufriedenheit und den Abbau von zunehmender Stadtverdrossenheit auswirkt‘ “¹⁷. Es ist in dem Stadtbericht nicht definiert worden, was unter „Kultur des Alltags“ verstanden wird und ob Singen dazu gehört. In der Berichterstattung der Medien besitzt Singen anscheinend eine Relevanz für unsere Kultur. Allerdings harrt diese in weiten Kreisen der Öffentlichkeit akzeptierte, aber schul- und kulturpolitisch noch stiefmütterlich behandelte Überzeugung, einer wissenschaftlichen Begründung.

¹⁴ Plessner 1976, S. 52

¹⁵ Benz 1992, S.13 f.

¹⁶ Reimers 1996, S. 16 ff.

¹⁷ Erfahrungsbericht 1992, S 3 f., in: Reimers 1996, S. 18